



#43 Coming-out Sanna

Der Lehramtsjob als Endstation eines persönlichen Irrwegs

Der Gen Y, das sind Menschen, die grob zwischen Anfang der 1980er und Mitte der 1990er geboren sind, sagt man nicht nur nach, dass sie als erste Generation eine Brücke zwischen digitaler und analoger Arbeitswelt schlagen. Die Millenials stehen auch dafür, sich mit dem, was sie tun, identifizieren zu wollen.

Als in dieser Hinsicht typischer Vertreter meiner Alterskohorte wusste ich schnell, dass mir das damalige Standard-Arbeitsverhältnis in keinster Weise entsprach. Täglich acht Stunden oder länger irgendetwas stumpf vor sich hin verrichten, ohne Sinn und eigene Einflussmöglichkeiten, schreckte mich ab. Ich wollte kreativ sein und Mitspracherecht an meinem Wirken haben, aber jede Tätigkeit, die damit verbunden war, galt als unsicher. Zudem



lebte ich am falschen Ort, um mich gewinnbringend in diese Richtung weiterzuentwickeln.

Also vergingen die Jahre. Aufgrund biografisch bedingter Umwälzungen rückte Selbstverwirklichung für über ein Jahrzehnt in den Hintergrund. Ich erwarb das Abitur, weil man das so machte. Der Oberstufenbesuch in einer Brennpunktschule fiel mir inhaltlich nicht schwer, problematisch war meine Gesundheit, die unter den persönlichen Umständen litt.

Danach ging ich studieren, weil ich nicht so enden wollte wie die Leute aus der Gegend, aus der ich kam. Für die Studiengänge, die mich interessierten, hätte ich zweistellige Wartesemester aufbauen müssen. Das hätte den sofortigen Stopp meiner Unterhaltszahlungen bedeutet. Gesundheitlich ging es erst einmal bergab, bevor es sich besserte. Eine 40-Stunden-Woche wäre zu dem Zeitpunkt undenkbar gewesen. Da ich mir einen Umzug nicht hätte leisten können, entschied ich mich für ein Studium vor Ort.



Ohne Perspektive in der Arbeitswelt wählte ich Germanistik, mein stärkstes Schulfach, bei dem ich auf einen Abschluss ohne größere Schwierigkeiten hoffte. Geschichte kam aus pragmatischen Gründen als Zweitfach hinzu. Selbst Lehrer wollte ich als Lehrerkind nie werden. Meine Schreibfähigkeiten waren solide, ich war gut im selbstständigen Recherchieren und eine halbherzige Idee vom Journalismus entstand.

Das Studium war anforderungstechnisch gut zu bewältigen, lediglich die Masse an Ausarbeitungen erwies sich als erschlagend. Bereits nach dem dritten Semester fühlte ich mich ausgelaugt und konnte keine Passung zwischen Vorlesungsinhalten und meiner Lebenswelt herstellen. Ich machte dennoch weiter, da ein Abbruch mich finanziell in Bedrängnis gebracht hätte. Irgendwann hielt ich ein Masterzeugnis mit Auszeichnung in den Händen.



Entgegen den Versprechungen der universitären Karrieretage für Geisteswissenschaftler gestaltete sich mein Abschluss nicht als Türöffner. Es folgten vergebliche Bewerbungen, bis ich über Kontakte freiberuflich im Kulturjournalismus landete. Die Realität: kaum feste Stellen, miserable Bezahlung und Anfahrtskosten waren überdies auch noch selbst zu tragen. Ältere Kollegen rieten einhellig, mir etwas anderes zu suchen. Die Auftragslage war dünn, die Inhalte empfand ich als sinnlos. Als ich ein Theaterstück rezensieren sollte, in dem Zuschauer nonstop angeschrien wurden, an der Flüchtlingskrise schuld zu sein, fragte ich mich, wo ich eigentlich gelandet war.

Ich musste mich umorientieren. Gemeinsam mit meinem späteren Mann überlegte ich, welche Möglichkeiten blieben. Damit mein bisheriger Weg nicht umsonst gewesen war, willigte ich zähneknirschend ein, doch ins Lehramt zu gehen. Es erschien logisch, außerdem herrschte Lehrermangel. Ich wollte einmal das Richtige tun und ig-



norierte meine Vorbehalte.

Ich ließ mir meine studierten Fächer für das Lehramt an Gymnasien und Gesamtschulen anerkennen. Für einen vollwertigen Abschluss musste ich Fachdidaktiken und Bildungswissenschaften nachstudieren, außerdem ein Latinum nachweisen. Da Deutsch und Geschichte in Kombination eher eine Eintrittskarte für die Arbeitslosigkeit darstellen, studierte ich zusätzlich Sozialwissenschaften.

Laut Lehrereinstellungsprognose bis 2030 gab es Bedarf für das Fach. Es folgten drei Jahre an der Universität, finanziert von meinem zukünftigen Mann.

Allein aufgrund meines Alters etwas erfahrener, begann ich nun Lehrinhalte offen zu hinterfragen. Immer deutlicher zeigte sich eine theoretische Scheinwelt ohne fundierten Unterbau. Die jungen Studenten hatten zudem deutlich an Kompetenzen verloren – die Universität bot täglich Schreib-bera-



tungen an, Dozenten stellten Themen und Literatur für Ausarbeitungen zur Verfügung, sodass nichts mehr selbst formuliert und recherchiert werden musste. Eine Begebenheit blieb besonders in Erinnerung. In einem bildungswissenschaftlichen Seminar wurde doziert, es gäbe legitime und illegitime Sprachen, letztere seien prestigelos. Dass dieser Essay keinerlei empirische Grundlage hatte, wurde nicht thematisiert. Meine eigene Erhebung im Praktikum ergab übrigens, dass Sprachen präferiert werden, zu denen man selbst einen Zugang hat, ohne automatische Abwertung anderer.

Schließlich begann das Referendariat, das seinem schlechten Ruf umfänglich gerecht wurde. An den Zentren für Lehrerausbildung hat sich ein System etabliert, das denen am untersten Ende keinerlei Wehrhaftigkeit zugesteht. Es gibt keine Möglichkeit, gegen Gutachten von Fachleitern juristisch vorzugehen. In über 12 Monaten müssen sich unzählige Referendare mit permanenter und oft wenig nachvollziehbarer Kritik herumschlagen. Nicht



zuletzt sind es die Lehramtsanwärter selbst, die diese Behandlung möglich machen, indem sie sich alles gefallen lassen. Eine Mitrefe-rendarin hatte Herzprobleme wegen unseres Fachleiters, eine andere suchte die Schuld stets bei sich.

Meine Beschwerden verhallten selbst bei der Leitung. Besagter Fachleiter brachte meine ohnehin bröckelige Entscheidung weiter ins Wanken, indem er deutlich vorführte, dass unser Bildungssystem nicht das tut, was es vorgibt. Für Sozialwissenschaften gilt der Beutelsbacher Konsens: Unterricht soll kontrovers sein, Schüler dürfen nicht überwältigt werden. Leider wichen sowohl sein Unterricht als auch seine Materialien davon ab. Einseitige Kritik am amerikanischen Präsidenten, unwidersprochenes Beschimpfen von Parteien durch Schüler, Transport von Ansichten, wer wählbar sei – das passte nicht zum Neutralitätsgebot.

Zum Ende meiner Ausbildung wurde ich schwanger und legte nach bestandenem zweitem Staats-



examen eine Pause ein. Diametral zu meinen Erfahrungen mit Vertretern des Bildungssystems hatte ich mit den Schülern selten Schwierigkeiten. Fast jede Klasse mochte mich wirklich gerne, die Schüler taten alles für erfolgreiche Schaustunden. Bald war ich eine der ersten Ansprechpersonen bei zwischenmenschlichen Problemen, obwohl ich keine offizielle Klassenleitung war. Ich versuchte, Methodik transparent zu machen, sodass viele erkannten, was sie verbessern konnten, gerade weil Kernkompetenzen, darunter Lesestrategien und Analysefähigkeit, nicht mehr so ausgeprägt sind, wie Lehrpläne glauben machen wollen.

Als ich die Schule verließ, bekam ich von meinen Klassen Dankeschreiben, eine Karte und Blumen. Nach einem Jahr Elternzeit, in dem wir aus der Großstadt wegzogen, begann die Stellensuche. Lehrer werden angeblich überall gesucht, außerdem brauchten wir ein zweites Einkommen. Die Ernüchterung kam schnell. Feste Stellen gab es keine, ich ergatterte mit Mühe einen Vertretungs-



vertrag, 75 km von meinem Wohnort entfernt. Langsam dämmerte mir, dass auch mein Drittfach nicht gefragt war, obwohl die Prognose anderes behauptete.

Ich unterrichtete an einem Kolleg mit Fokus auf die mittleren Schulabschlüsse und Spracherwerbsklassen. Kaum ein Schüler konnte einen Satz fehlerfrei schreiben. Viele kamen in Regelklassen, obwohl ihre Sprachkenntnisse nicht ausreichten. Trotz aller Schwierigkeiten fungierte ich wenige Wochen nach Beginn erneut als erste Ansprechperson, eine Handvoll Schüler schickte mir außerdem Arbeitsergebnisse für andere Fächer zur Korrektur. Mein Unterricht war anspruchsvoll, leistungsorientiert, ich gab viele Zusatzarbeiten auf. Diejenigen, die weiterkommen wollten, ließen sich davon aber nicht schrecken.

6 Monate später wurde ich um ein halbes Jahr verlängert. Zusätzlich erhielt ich Stunden an einem anderen Kolleg. Nach insgesamt 12 Monaten ließ



man meinen Vertrag auslaufen. Erneut erhielt ich Blumen, Pralinen, Dankeschreiben. Noch immer hatte ich keine feste Stelle, dafür bekam ich eine befristete Einstellung an einer Gesamtschule in meiner Nähe.

Die ersten Wochen dort glichen einem Fiebertraum. Ich hatte inzwischen Erfahrung mit diversen schwierigen Situationen, aber die Gesamtschule war auf einem anderen Level. Nach jedem Arbeitstag fühlte ich mich ausgelaugt. Die Lautstärke zehrte an meinen Nerven, Klassenrädelsführer reagierten auf keinen normalen Umgangston. Ständig stand jemand auf, türkische und arabische Schimpfworte füllten die Räume am Fließband, Turnschuhe flogen aus Fenstern, einmal wollte ein Schüler gar einen Stuhl hinterherwerfen.

Ich versuchte vergeblich, woanders eine Stelle zu erhalten und erfuhr endlich, warum schul-scharfe Ausschreibungen kaum vorhanden waren: Ein Großteil der Lehrkräfte stammt aus problemati-



schen Bezirken und hat sich hierher versetzen lassen. Dazu kommen Teilzeit, Langzeiterkrankungen, Schwangerschaften und Elternzeiten. Das sorgt für Mangel, aber nicht für neue feste Stellen.

Letztlich blieb ich. Nach 6 Monaten wurde mein Vertrag verlängert. Ich hatte meine Kommunikation so umgestaltet, dass der Unterricht funktionierte. Bei Verhaltensverstößen sanktionierte ich augenblicklich, extreme Schüler entfernte ich notfalls aus dem Unterricht. Ich blieb streng, aber hielt mich an gemeinsame Regeln. Langsam baute sich Vertrauen auf, fortan lachten wir mehr miteinander. Erneut wurde ich Bezugsperson, half bei Streitigkeiten, hörte bei Problemen zu.

Mein Vertrag wurde abermals verlängert. Ich übernahm eine neu gebildete Klasse, in der kaum ein Kollege gerne unterrichtete. Die Gruppe war zersplittert, ohne Zusammenhalt. Ich entschied die Situation zu akzeptieren, was der Klasse am besten half. Mit jeder Stunde wurde das Klima ent-



spannter, am Ende bedankten sich neben Schülern auch Eltern. Für das kommende Jahr setzte man mich als Klassenleitung einer durch Fehlverhalten berüchtigten Abschlussklasse ein. Mit Magenschmerzen begann ich, musste aber feststellen, dass die Schüler sich anders verhalten konnten, wenn man ihnen nicht den Eindruck vermittelte, sie umerziehen zu wollen. Kurz vor den Abschlussprüfungen bot ich freiwillige Extralernstunden an, die ausgiebig genutzt wurden.

Daneben zeigten sich auf Systemebene Aspekte, die ich als schwierig empfand. Ich beobachtete wachsende Diskrepanzen, darunter Lehrinhalte, die Schüler verunsicherten oder einengten, statt sie zu befähigen. Schulbücher thematisierten den Weltuntergang durch die Klimakrise und machten jüngeren Schülern Angst, während der Großteil keine Lust verspürte, sich damit auseinanderzusetzen. Einige Jugendliche vertrauten mir an, nicht mehr den Eindruck zu verspüren, ihre Meinung sagen zu können, ohne dass sich das in schlechten No-



ten widerspiegelte. Das widersprach meinem Verständnis von Bildung als Raum für eigenständiges Denken.

Bei sogenannten Jugendwahlen erlebte ich, wie Kollegen Einfluss auf die Stimmabgabe nahmen, indem sie die Schüler mahnten, man solle so wählen, dass es einer Partei schade. Das entsprach nicht meiner Auffassung des Beutelsbacher Konsens. Viel bezeichnender war es, dass das letzte Wahlergebnis mit einer Aktionswoche gegen rechts quittiert wurde. Der höchste Anteil der Stimmen war dabei für die Linkspartei abgegeben worden, die AfD landete auf Platz zwei.

Ein halbes Jahr hatte ich simultan eine Anstellung bei einem privaten Berufskolleg in kirchlicher Hand erhalten. Bereits beim Vorstellungsgespräch verspürte ich ein ungutes Gefühl, das sich als-bald bewahrheitete. Die Schulleitung machte in der ersten Lehrerkonferenz deutlich, dass „un-sere Demokratie“ in Gefahr sei und ich Haltung zu zeigen



habe: Anti-Rassismus-Wochen, Muse-umsbesuche zu Nazigräueln, Anti-Rechts-Demonstrationen, Moscheeausflüge – aufbereitet für den Instagram-Kanal. Da ich den Eindruck hatte, die Institution suchte eher politische Aktivisten als Lehrkräfte, war die Zusammenarbeit zeitnah beendet. Von den Schülern bekam ich Pralinen, ein Frühstück und Blumen zum Abschied.

Mein aktueller Vertrag an der Gesamtschule läuft in wenigen Wochen aus. Noch ist unklar, ob er verlängert wird. Schüler haben sich unabhängig voneinander an die Schulleitung gewendet, weil sie nicht möchten, dass ich gehe. Ihre Noten in meinem Unterricht sind überwiegend durchwachsen, aber sie verstehen warum. Einige haben mir gesagt, dass sie sich schämen, die Landessprache nicht vernünftig zu beherrschen, und versuchen, dies zu ändern. Ich rechne ihnen diese Ehrlichkeit hoch an.

Seit 3,5 Jahren arbeite ich in befristeten Verträgen, die keine Zukunftsplanung zulassen. Obwohl



meine Bewerbernote inzwischen bei 1,4 liegt, ich Erfahrung vorweisen kann und mit den Schülern auskomme, wünscht man sich offenbar einen anderen Typ Lehrkraft, und der vermag ich nicht zu sein, ohne mich zu verbiegen. Zweimal haben mir Schulleitungen am Telefon gesagt, sie hätten mich einstellen wollen, seien aber von der Auswahlkommission überstimmt worden. Beides waren sogenannte Problemschulen. Ich denke im Nachhinein, dass ich nicht unterkomme, soll so sein. Zudem hadere ich immer mehr mit den Inhalten und der Ausrichtung des Systems.

Mein Platz ist deshalb nicht im Lehramt, unabhängig meiner positiven Erfahrungen mit den Schülern und eigentlich war das von Anfang an klar. Das Schulsystem ist derart starr, dass es an sich selbst zugrunde geht. Es kommt seiner Bildungsaufgabe nicht nach, bereitet nicht auf das Erwachsenenleben vor, kreierte keine mündigen Bürger und schadet potenziell gerade denen mit kognitivem Potential mehr, als es nützt.



Mit Sorge blicke ich auf das Jahr, in dem mein Kind schulpflichtig wird. Ich weiß, dass es dort nicht vernünftig lesen, schreiben und rechnen lernen wird, sondern dass ich hier gefragt sein werde. Sollte es zudem Gedanken äußern, die nicht der deutungshoheitlichen Meinung entsprechen, wird das Konsequenzen haben. Währenddessen steht man einer ganzen Reihe anderer Schüler mit schwersten Verhaltensauffälligkeiten machtlos gegenüber. Ich erlebe dies in meiner eigenen Tätigkeit wie auch in der KiTa meines Kindes.

In manchen Klassen unterrichtete ich überwiegend Schüler nicht-westlicher Herkunft. Das Normen- und Wertegerüst vieler von ihnen widersprach in grundlegenden Aspekten hiesigen Grundwerten. Aussagen wie „Wir respektieren Sie, weil Sie keine Deutsche sind“ machen deutlich, welche Einstellungen dort dominieren. Angesichts des politischen Kurses erwarte ich keine Änderung. Blicke ich auf mein Erwerbsleben zurück, dann sehe ich eine Person, die wie ein Spielball im en-



gen Radius unglücklicher Lebenswidrigkeiten agierte, dort ständig scheiterte und eigentlich nie berücksichtigte, was sie selbst möchte. Damit soll Schluss sein. Ich habe mich entschieden, selbstverantwortlich zu handeln und einer Tätigkeit nachzugehen, die mir entspricht. Deshalb baue ich ein kreatives Unternehmen auf, das mich ortsunabhängig macht. Mein Ziel: Deutschland mit meiner Familie zu verlassen, sobald das Geschäft trägt, und endlich nach eigenen Werten zu leben und zu arbeiten. Bis es so weit ist, werde ich mich mit Aus-hilfsjobs oder weiteren Vertre-tungsstellen über Wasser halten müssen.

Du möchtest Deine Geschichte mit uns und der Community teilen?

Dann schreibe eine E-Mail an info@staatenlos.ch

Als Dankeschön sponsern wir Dir eine US LLC für ein Jahr, damit Du einen optimalen Start in Dein neues, freies Leben erhältst.